



Die Insel und ihre Geschichte

Der Nebel hat sich nur wenig gelichtet, und der Tag wurde finster.

»Nun gut.«, bekenne ich: »Bin ich wieder auf mich gestellt. Übernachte ich also in diesem, meinem Haus und suche mir eben morgen einen Weg zurück ins Graublattal?« – Auch, wenn ich befürchte, mein Aufenthalt könne länger andauern.

Wie beschrieben wende ich mich zur linken Seite und folge durch den mehr oder weniger undurchdringlichen Nebel einem abschüssigen, zwischen zwei Hausreihen verlaufenden Pfad in Richtung Meer. Das weiß ich bei Antritt meines Weges natürlich noch nicht, schließlich kann man keine zehn Meter weit sehen. Zu dieser Zeit interessieren mich auch nicht die Gebäude zu beiden Seiten; denn ohnehin wäre von ihnen mehr bei Tageslicht zu sehen.

Weit kann es nicht mehr sein; jeden Moment hätte doch »mein« Haus erscheinen müssen! So groß ist der Ort ja nicht! Und dann bleibe ich stehen und erkenne meine Tölperei: Oh, du Dummbart! »Gehe nach links ...« – Ha! Wie sollte ich dieses Haus denn erkennen?

Mit dieser erhellenden Feststellung verbleibe ich auf dem wankenden, aus nassen Brettern bestehenden und halb im Nebel verborgen liegenden Bootssteg. Unter mir branden seichte Wellen gegen die Stützpfeiler und eine Hand voll Ruderboote schaukeln angeleint mit den Wellen im Takt. Zurückblickend sehe ich auf die Häuserreihe, an der ich gerade vorbeigelaufen bin. Frustriert und mich veralbert fühlend trete ich den Rückweg an.

»Du bist der Neue!«, stoppt mich eine kratzige Stimme aus dem Nebel. Und ein kleiner alter Mann offenbart sich. Ich muß ihn nicht fragen, sondern erkenne sogleich an Kleidung und Geruch seine Fischernatur. Interessant ist diese Beobachtung insonderheit im Zusammenhang mit Orens Auskunft: Wenn er

mich nicht angelogen hatte, ist Mann aus dem Nebel der einzige Fischer des Dorfes und muß ferner auch recht gut in seinem Handwerk sein.

»Such' dir eines aus.«, patzt der namenlose Fischer heraus.

»Wie bitte?«

»Ein Boot! Such' dir eines aus!«

»Wieso denn? Was brauche ich ein Boot? Und woher wissen Sie, daß ich neu bin?«

»Bist du nicht der Neue? Der zu seinem Haus will?!«

»Ja ..., aber woher wissen Sie das alles?«

»Um es kurz zu sagen: Du hast ›das Buch!«

Er zeigt darauf; es liegt noch immer auf dem von mir getragenen Deckenstapel oben auf.

»Und nun nimm' dir ein Boot, ich hole derweil eine Laterne.«

Eifrig will er aufbrechen, aber ich halte ihn an der Schulter fest: »Warten Sie! Was soll ich mit einem Boot? Ich will zu diesem Haus, wo ich angeblich übernachten kann!«

»Das ist schon richtig.«, umfaßt er wiederum meine Schulter und dreht mich zum Wasser hin, sodaß wir nun auf die vernebelte, ruhige See hinausschauen: »Dein Haus liegt dort!«

Nur unzureichend begreife ich, was der Mann mir mitzuteilen versucht: Denn sein Finger zeigt hinaus aufs Meer, wo die diffusen Umrisse einer kleinen Landmasse, einer Insel, bisweilen in der Nebelwand erscheinen und wieder verschwinden.

»Dort soll ich hin?«

Ich drehe mich um, doch der Fischer war fortgegangen. Ist mir zu verdenken, daß ich mich vorgeführt fühle? Bald kommt der Mann mit der versprochenen Laterne zurück. Als er wieder neben mir steht, wiederhole ich meine Frage.

»Genau dahin. Und dazu brauchst du ein Boot!«

Geschieht das wirklich? Soll ich jetzt alleine zu dieser unbekanntem, wer weiß wie weit entfernten Insel rudern, um dort in irgendeiner Ruine zu übernachten? Gram bin ich in dieser Überlegung auf Oren, hätte ich doch ebenso gut mit den Decken vor seinem warmen, gemütlichen Kamin auf dem Fußboden schlafen können!

Vielleicht verhält es sich mit den befremdlichen Eindrücken wie mit einem neuen, kaum bekannten Vornamen: Beim ersten Kontakt klingt er seltsam, beinahe lächerlich, doch nach kurzer Zeit ist er nicht anders gesprochen als jeder andere Vorname meiner Bekannten.

So hat dieses Abenteuer auch seinen Reiz; ist aufregend und erfrischend. So entschlief ich mich, all die angebotenen Geschenke – das Haus, das Boot – ohne weitere unüberlegte Fragen anzunehmen und jenem Weg zu folgen, der mir so klar vorgegeben worden ist. Wahr ist, daß mich die mysteriösen Dialoge und Erwartungen ansprechen: Hinweise eines Vertrauten, eine nebelige Bucht, eine geheimnisvolle Insel, das Abenteuer, das Unerwartete.

Also tue ich, wie man es von mir erbeten hat: Ein drei Meter langes Ruderboot ausgewählt, setze mich hinein und lasse mich von dem runzelgesichtigen Fischer die Laterne reichen. Am Heck ist ein Stab befestigt, an dessen Ende ich die Laterne in eine Halterung einsetze. Viel Licht spendet sie nicht, aber es reicht, um durch den Nebel zu leuchten. Zusätzlich steckt mir der Fischer eine Schachtel Streichhölzer zu.

Während des Ruderns bemerke ich, daß der Mann so lange am Ende des Stegs verweilt, bis wir uns aus den Augen verlieren. Nun, da ich auf dem Wasser unterwegs bin, muß ich bemüht sein, diese vermaledeite Insel zu erreichen, ehe sich die schwach kontrastierten Umrisse endgültig auflösen.

Es ist ein seltsames Gefühl, alleine in der Stille des Nebels zu rudern: Jeder Platscher der ins Wasser eintauchenden Ruder wirkt wie spottender Lärm; in der Tat habe ich das Gefühl, der einzige Mensch auf dem ganzen Meer zu sein.

»Bin ich verrückt?«, resümiere ich, während ich mich mit den Rudern abquäle und erkenne, kaum ein Drittel der Strecke geschafft zu haben. Sollte ich nicht stattdessen einen Weg suchen, ins Graublatttal zurückzufinden? Aber wie, wenn niemand weiß, wovon ich spreche? Und wie ergeht es meiner süßen Annie überhaupt? Gibt es sie noch oder trauere ich einer Person hinterher, die es nie gegeben hat?

Ich fühle mich in dieser Umgebung ausgesprochen reumütig und jeder Handgriff fordert eine Entschuldigung ab. Annie liebte ich so sehr wie man nur jemanden lieben kann; so sehr, wie ich davor und danach niemanden geliebt habe. Sie gibt mir sogar das Gefühl, daß niemals nach ihr jemand kommen wird, den ich eventuell

noch mehr lieben wollte! Sie ist sozusagen der Gipfel eines Berges; es wird niemals etwas Höheres geben.

Anniek »ist« die perfekte Partnerin: Sie hat alles, was ich erwarte; nichts, vor dem ich mich scheue. Dabei ist dies keinesfalls das Ergebnis verblendeter Verliebtheit, sondern ein immerwährendes Gefühl, das seit Jahren in mir besteht.

Eine halbe Stunde rudere ich, dann verkrampft die Muskulatur meiner Schultern. Trotzdem kann man nicht behaupten, irgendwelcher nennenswerter Wellengang hätte es mir schwergemacht! Das Eiland kommt nach und nach in Sicht; die Dunkelheit, die sich nun auf das schäumende Meer wie eine Decke legt, beschirmt seine wahre Größe. Die Breite der Insel schätze ich auf nicht mehr als hundert Meter. Deutlich preschen die Wellen an den küstennahen Klippen auf und zeigen an, wie weit ich mich vorwagen darf.

Insgesamt ist es eine recht flache Insel, kaum ein paar Meter über dem Wasserpiegel gelegen. Im Hinterland türmen sich doch einige haushohe Klippen oder Hügel auf. – Sie sind es auch, die meinen Kurs bestimmen und mich heranrudern lassen.

Aufmerksam bewege ich mein Boot an der Küstenlinie entlang. Am meisten beeindruckt mich die Stille; sie läßt mich alles Entfremdende vergessen. Und nun schaukelt mein entspanntes Gemüt in diesem Kahn so ruhig, daß einem die Gedanken wie Vorgesprochenes erscheinen. Es verlockt, mich auf den Boden des Bootes zurückzulehnen und den betörend klaren Sternenhimmel auf mich einwirken zu lassen.

Erst ist mir nicht bewusst, daß ich plötzlich meine »mißliche« Lage eigentlich hinreißend finde. Fast schäme ich mich für meine Faszination, wo doch Anniek alleine zurückgelassen worden ist. Jedoch, meine Müdigkeit bringt mich zurück auf Kurs und schlägt vor, die unerledigten Aufgaben auf den nächsten Tag zu verschieben. Unbewusst habe ich mit der hier verbreiteten Ideologie gehandelt: Die zu verrichtenden Tätigkeiten so zu verteilen, wie mir der Sinn steht.

Wie konnte ich mich so leicht vom Zurückliegenden lösen? Im Moment überwiegt wohl die Neugierde. Büße ich Ehrbarkeit ein, da mich dieses Land begeistert und ich nicht zuerst an Anniek denke? Muß man mir nicht die Chance einräumen,

meine Ansichten zu erweitern? Sagt man nicht, wer ewig im gleichen Zustand verharrt, der stirbt?

Nach weiteren Minuten kommt ein Steg in Sicht. Die Welt wirkt ausgestorben, als wäre ich alleine. Vielleicht bin ich das in meinen Gedanken. Denn ist dies alles nicht meine Fantasie? Und ist nicht jeder in seiner Fantasie zur Gänze einsam?

Mein Verstand ist weiterhin vernebelt, der Steg dagegen wird von Sekunde zu Sekunde greifbarer. »Meine Insel«, oder wie nannte Oren das? Morsch sind die genagelten Bretter des Stegs. Die immerwährende salzige See brandet an die Pfeiler und eine Menge Grünzeug wächst an ihnen hinauf.

Durch die Wellenbewegung schwanke ich heran und nehme das Bugtau in die Hand. An einem rostigen Eisenring knote ich es fest. Sogar diese einfache Handlung bereitet mir Freude, kann ich durch sie doch meinem Steckenpferd, der Knotenkunde, folgen.

Entgegen seines Aussehens steht der Steg so stabil wie ein im Wasser liegender Felsen. Mit der Laterne in der Hand balancierte ich auf ihm bis zum Ufer und schaute mich um: Unter meinen Füßen der mit kurzem Gras bewachsene Marsch einer flachen Küste; umgeben bin ich von einigen Felskuppen, die schroff und steil zur Meerseite hin abfallen; in die Mitte der Insel dagegen seicht.

Ich leuchte mit der Laterne alle Richtungen aus, gleich einem in der Hand geschwenktem Glas Wein. Alles außerhalb eines Halbmessers von wenigen Metern bleibt unerkennbar. Auf dem einzigen mir identifizierbaren Weg, einem Trampelpfad, schreite ich voran, begleitet von steif blasendem Wind, der mir fröstelnd zwischen Kleidung und in die Ohren dringt. Was mich am Ende des Weges erwartet? – Das läßt sich nur erahnen. Wenigstens das Haus, von dem hier alle so überzeugt sprechen.

Wieder fühle ich mich wie ein Fremder; einer, der sich verlaufen hat. Dabei gibt es auf der winzigen Insel nur diesen einen Pfad, den vor- oder zurückzugehen mir freigestellt bleibt. Aber gilt das nicht auch für eben jenen Waldweg, der mich erst an das Meer geführt hat? Nach wenigen Minuten erreiche ich endlich das Haus; der Pfad endet unmittelbar an der Türschwelle.

Schwach schimmern die Umrisse des Dachgiebels von oben herab. In der Finsternis fühlte ich mich immer recht wohl; das hat damit zu tun, daß ich mir, an-

ders als die meisten anderen Menschen, einbilde, das in der Finsternis Lauernde könne auch mich nicht sehen. So wäre ich getarnt, maskiert und geschützt; wäre eins mit dem Schwarz.

Leidet man aber an gesteigerter Müdigkeit, beginnt man sich Dinge einzubilden: Saß da gerade ein Seevogel auf dem zusammenlaufenden Dachgiebel? Ist vor der Haustür eine Katze vorbeigeschlichen? Und was sind das für Geräusche drüben am Ufer? – Es gibt tausend Erklärungsmöglichkeiten, wenn die Fantasie nur groß genug ist. Umso mehr kehrt sich mein gewohntes Vertrauen in die Dunkelheit nun in Ehrfurcht um; und leitet ferner dazu über, der Dunkelheit zu mißtrauen oder ihre schützende Umhüllung wenigstens anzuzweifeln. Der Wind, der aus jeder nur erdenklichen Richtung bläst, treibt mich trotzdem mehr an die Haustür heran und klinkt sie beinahe für mich auf.

Vor der eigentlichen Tür stehend, gebe ich mich weniger unentschlossen; als wäre dies immer mein Zuhause gewesen und ich habe mich in den vorangehenden Minuten lediglich nutzlos beirren lassen. Doch anders: Nie zuvor stand ich vor einem fremden Haus und bin von der Gewißheit so überzeugt, daß es mir wohlgefällig sey und mir auf eine Art dienen könne, die ich zu erfassen im Moment unfähig bin.

Den schweren Eisenring drückend, stemme ich die Tür auf; an meiner Hand die Kälte, die metallischen Gegenständen so eigen ist. Vor mir leuchtet die Laterne in die schwebende Schwärze, die hier drinnen nicht minder beeindruckt als draußen. Da gibt es etwas rötlich Glühendes, das die Dunkelheit unterbricht: Asche in einem Kaminschacht, gleich links von mir.

Nachdem ich mich mit der Winzigkeit (aber auch Gemütlichkeit) des geheimnisvollen Inselhäuschens bekannt gemacht hatte, erscheint mir sinnvoll, nach Anwesenden zu rufen. Tatsächlich verliebe ich mich augenblicklich in den kargen, mir momentan vorstelligen Anblick; und verliebe mich jede Minute neu, nachdem ich zwei Kerzen entzündet und auf Regal und Balken verteilt habe.

Der Kamin ist einen Meter breit innen mit schönen, braunschwarzen Kacheln bedeckt; von ihm führt ein auffälliger Schornstein an der Wand zum Dach. Ein Häufchen Asche hat sich um den letzten noch schwelenden Scheit verteilt und behütet ihn – das war das Glimmen in der Dunkelheit gewesen – und sogleich lege ich

Holz nach. Beim Aufrichten verfängt sich mein Haar in einer Kette aus getrockneten Pilzen; wer auch immer sie dort aufgehängt hatte.

Vor dem Kamin, abseits von der Glut, steht ein metallisches Gestell, in dessen Mitte hängt ein Topf an einem Haken. Den Deckel schiebe ich beiseite, der Topf ist leer. Ein weiterer, zweimal so großer Kessel, wartet unter dem Gestell auf seine Benutzung. Es gibt ein Küchenlager, das sich aus einer Arbeitsplatte mit Unterschränken zusammensetzt. Darüber das Fenster, das ich wegen aufbrausenden Windes verriegle. Eine dritte Kerze richte ich auf der Fensterbank ein, um beim Durchstöbern der Regale und Schränke mehr sehen zu können. Und wie ich das feststellen kann, findet sich alles für einen brauchbaren Haushalt vor: Geschirr, Krüge, eine Waschküßel, sogar zwei Säcke mit Mehl und einer mit Zucker, verschiedene Einnachgläser mit unbeschriftetem Inhalt.

Aufgeregt wende ich mich der rechts von der Eingangstür liegenden Winkel zu, einer Nische, in der Regale voller Bücher aufgestellt sind. Beim ersten Überfliegen der Titel fallen mir vier Exemplare ins Auge, die ich in nächster Zeit genauer anzusehen gedenke – oder will ich gar nicht so lange bleiben?

In einer anderen Nische staubt ein Schaukelstuhl mit hoher Lehne vor sich hin; allein sein Betrachten lockt zum Hinsetzen. Daneben eine Kommode mit Hemden und anderer Kleidung, quer davon ein Fenster, das den Blick auf das Meer darbietet. Das bedeutete, daß das Gebäude weniger als zwanzig Meter vom Ufer entfernt errichtet ist. In Voraussicht einer stürmischen Nacht schließe ich auch dieses Fenster.

Gleichso betört trete ich in die vierte Ecke, von wo aus man ebenfalls durch ein Fenster das Meer sehen kann. Eine dünne geflochtene Zwischenwand trennt eine wandseitige Nische vom Rest des Raumes ab, darin stehen ein Bett und ein Regal, davor eine mittelgroße Truhe; wie erahnt, ebenfalls leer. Insgesamt ist die gesamte Einrichtung dafür ausgelegt, einem neuen Bewohner eine Unterkunft, oder ein Zuhause, zu bieten. – Keinem Gast, sondern einem Bewohner! Sogar der beinahe verglimmende Kamin, von mir in letzter Sekunde durch das Holzauflegen vor der Vergängnis bewahrt, scheint mir beweisen zu müssen, wie wichtig ich für diese Hütte bin.

Ein leerer Kessel, bereit, um über das Feuer gestellt zu werden. Eine leere Truhe, bereit, um meine Kleidung darin aufzubewahren. Ein gemachtes Bett, bereit, um meine müden Glieder zu kurieren. Und das sollte ich nunan mein Eigentum nennen dürfen?

Unentschieden zwischen Mißtrauen und Hingabe, setze ich mich zu Tisch, gehe im Haus herum und zurück zur Vordertür. Noch einmal einen Fuß vor die Tür gesetzt, prasseln mir die ersten Tropfen einer regnerischen Nacht ins Gesicht. Die Tür verschlossen und den Eisenriegel vorgeschoben, sichere ich mich selbst in meinem Käfig; kontrolliere die Fenster und verstehe mich im Zurückziehen. Bevor ich mich weiter verleiten lasse, erachte ich es als notwendig, meine Gedanken auf den nächsten Tag zu verlegen.

Das restliche Öl verbrennt in der auf dem Tisch leuchtenden Laterne und wie der Docht flackert, so schattiert er den über den hölzernen Fußboden verstreuten Sand. Dieser »Stubensand« findet sich im Grunde in jeder Ecke, sogar unter dem Bett. Angeblich, so habe ich einst gelesen, gereiche das bloße Scheuern mit einem Besen, um den darunterliegenden Holzboden abzuwetzen und sauber zu halten.

Von unstillbarer Müdigkeit trunken, taumle ich zum Bett und beabsichtige, mich sofort niederzulegen. Auf einem zusammengeschnürten Lederbündel, das einem Kopfkissen entsprechen soll, habe ich noch nie meinen Kopf abgelegt. Im letzten Moment jedoch entscheide ich mich, noch eine Weile wachzubleiben und wenigstens einige Seiten desjenigen Buches zu lesen, das mir Oren ausgehändigt hatte und auf dessen Inhalt ich seit seinem Erhalt neugierig bin.

Zum Lesen erscheinen mir Bett und Stühle zu unbequem, da kommt mir der Schaukelstuhl gerade recht. Zwei Kerzen um mich herum aufgebaut, betrachte ich das besondere Buch: Schon bei Oren im Laden sind mir der kräftig gefärbte, rotbraune Leder-Einband und die ungewöhnlich sorgfältige Bindung aufgefallen. Umso mehr wächst in mir der ehrenhafte Gedanke, das Buch nach dem Durchlesen auch wieder dorthin zu bringen, wohin es gehöre.

Nicht nur der Einband ist von hervorragender Beschaffenheit: Ich blättere die erste Seite auf und lese die Titellei: Die knochenschwarzen Buchstaben sind so fehlerfrei, so vorbildlich gedruckt, daß es eine Freude ist, auch nur wenige Worte mit den Augen abzufahren. Der Buchkörper selbst liegt schwer in der Hand, was aber nicht

an der Dicke des Papiers, sondern der Anzahl der Seiten liegt. Die letzte bezifferte Seite verrät die Zahl 642. Aber worum geht es in diesem Buch eigentlich? Der Schlüssel zum Haus ist es ja nicht gewesen, wie Oren mir erwartungsvoll zugesichert hatte.

Auf der Titelseite ist in großen, grandios und aufregend geschnittenen Buchstaben zu lesen: »Fornburg«, und in einer weiteren Zeile: »Leben und Philosophie«. (Den Namen des Verfassers erkenne ich nicht.) – Dieser seltsam anmutende Titel bewegte mich sogleich, die nächste Seite aufzuschlagen:

Erstes Kapitel: Die Schlacht um Fornburg

Fornburg ist keinesfalls aus dem Nichts entstanden. Die älteste Erwähnung des Ortes – anders als andere Orte hieß er schon damals Fornburg und nicht etwa Fohrnborg oder Furnia – ist sechshundert Jahre alt: Im Tagebuch eines Wanderpredigers steht geschrieben, daß er sich eines Morgens im Herbst nach Fornburg aufmachte, um neue Anhänger zu gewinnen. Dort ist er nie angekommen; sein Tagebuch fand sich zwischen seinen Habseligkeiten und gelangte irgendwie doch nach Fornburg. Lange Zeit stand es als ungenutzter Gegenstand nacheinander in einer Fischerhütte, einer Gerberei und sogar einer Molkerei. Niemand, der sich nicht für Geschichte interessierte, konnte mit diesem Tagebuch etwas anfangen und schenkte es an die nächste Familie weiter. Irgendwann kam es zu mir und dies war der Anreiz, die Geschichte unseres Ortes niederzuschreiben.

Fornburg wurde zwar vor sechshundert Jahren zuerst erwähnt, bestand aber mit Gewissheit eine Weile länger. In noch älteren Chroniken ist von einem Ort an der Küste die Rede, der als Warte für eine kleine Armee diente. Genauer gesagt, die Burgruine Fornburg selbst; sie steht heute nicht weit außerhalb des Ortes. In dieser Festung auf den Klippen lagerte man Waffen und andere Güter. Heute ist die Ruine in einem schlechten Zustand, beinahe gleich mit der Natur, kaum noch etwas vom ehemaligen Schmuck erkennbar. Daß es sich bei Fornburg tatsächlich um den in den Chroniken beschriebenen Ort handelt, weiß man daher, weil es nach

wie vor, seit Jahrhunderten, der einzige hier an der Küste ist. Benachbarte Siedlungen gibt es nicht.

Alte Quellen wissen auch von einer sogenannten Schlacht um Fornburg zu berichten, einem legendären Gemetzel. Genaueres konnte ich bislang nicht in Erfahrung bringen. Man weiß jedoch, daß die Überlebenden beider sich bekriegenden Seiten anschließend in der Region verblieben und sich ansiedelten. So entstand der Ort um die Festung. Ihr anfänglicher Zwist gegeneinander ... übertrug sich zum Glück nicht auf die nächste Generation.